Zeitschrift: Plan : Zeitschrift für Planen, Energie, Kommunalwesen und Umwelttechnik = revue suisse d'urbanisme

Herausgeber: Schweizerische Vereinigung für Landesplanung

Band: 36 (1979)

Heft: 11-12

Artikel: Wünsche zur Sicherung der Wohnlichkeit und der Erhaltung schützenswerter Quartiere

Autor: Rellstab-Haller, Ursula

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-782215

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Abwanderung aus den Städten

Was kann man dagegen tun?

Wünsche zur Sicherung der Wohnlichkeit und der Erhaltung schützenswerter Quartiere

(Ursula Rellstab-Haller, Zürich) *Leicht gekürztes Referat*

Kümmern wir uns um den Spatz in der Hand, anstatt mit der Taube auf dem Dach zu liebäugeln! Dieser Ansicht ist ein Mitglied der sogenannten Gruppe 6, einer Quartiergruppe des Zürcher Stadtkreises 6. Mit dem «Spatz» meint er die Stadtbewohner, die noch da sind, mit der «Taube» jene, die bereits aus der Stadt weggezogen sind, die Abtrünnigen. Und das sind, wie wir wissen, die guten Steuerzahler, die Personen in leitender Stellung und die Selbständigerwerbenden, Leute also, die wir gerne in unsere Städte zurücklokken möchten.

Ist es nicht so?: Die Aufgabe, Tausende von Menschen in die Städte zurückzuholen, steht wie ein Berg vor uns. Der Gedanke vom Spatz in der Hand wirkt erleichternd. Bewohner, die noch da sind, bei der Stange zu halten, ist wohl schwierig genug, erscheint aber wenigstens nicht als ein Ding der Unmöglichkeit.

Was also können wir tun? Wie können wir das Wohlbefinden der Stadt-Treuen steigern? Damit sie erst gar nicht mehr auf die Idee kommen, auszuziehen!

Rufen wir uns in Erinnerung, welches denn heute die vordringlichsten Probleme sind. Was treibt uns aus der Stadt?

1. Der Mangel an preisgünstigen Wohnungen, insbesondere für Familien.
2. Der Mangel an Sicherheit. Wir sind bedroht vom Verkehr, und wir fühlen uns immer weniger sicher vor kriminellen Handlungen.
3. Die Unmöglichkeit, gesund zu leben. Wir vermissen die Ruhe und eine gesunde Luft.
4. Wir leben ein eingeschränktes Leben. Wir tun öfter das, was uns Vorschriften und Umstände (leichthörige Wohnungen) erlauben, als das, was wir tun möchten.
5. Wir müssen aus der Stadt wegfahren, um uns zu erholen.
6. Unsere Städte sind – nicht überall, aber leider schon vielerorts – hässlich, grau, langweilig.
7. Der Erlebniswert unserer Quartiere ist gesunken. Für unsere Kinder steht ein «Lernort Quartier» nicht mehr zur Verfügung. Wir sehen uns deshalb gezwungen, ihnen künstliche Lern- und Spielorte einzurichten, Spielplätze, Robinsonplätze, Abenteuerspielplätze, Bauspielplätze . . .
8. Unser Alltag ist durchorganisiert. Nicht nur der Erwachsenen-Alltag. Auch der Alltag der Kinder ist verplant. Gelegenheit zu spontanen Begegnungen, Gesprächen und Handlungen werden immer seltener.
9. Die Mobilität, die geliebte Freizügigkeit, die wir so gerne mit Freiheit verwechseln, beschert uns Hektik und verhindert den Aufbau von stabilen Beziehungen zu Menschen und zum Gebiet, in dem wir wohnen. Ich ertappe mich, dass ich das Wort «wohnen» und nicht «leben» verwende. In der Tat: wir sind wieder zu einer Art Nomadentum zurückgekehrt. Wir sind Arbeitsnomaden, Freizeitnomaden, dazu kommt, dass wir alle paar Jahre den Wohnsitz wechseln: laut der Zürcher Statistik alle sechs Jahre.
10. Und noch ein letzter, zehnter Punkt: der Mangel an Gelegenheiten, uns für die Gemeinschaft einzusetzen, etwas für unseren Lebensraum zu tun. Verglichen mit dem öffentlichen Leben in den Dörfern gibt es in den Stadtquartieren eine Art Demokratiedefizit. Auch dies ist oft – bewusst oder unbewusst – ein Grund, die Stadt zu verlassen.

Soweit die Mängelliste – sie erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit! Wir wissen also sehr wohl, wo der Schuh drückt. Was aber können wir tun, um eine Verbesserung zustandezubringen?

Ich möchte einen Problembereich – einen ausserordentlich wichtigen zwar – nur streifen. Den Mangel an erschwinglichen Wohnungen für Familien, in denen ein neuartiges städtisches Wohnen möglich wäre. Im Moment scheitern fast alle Versuche, die in diese Richtung zielen, am Bodenpreis. Am schwierigsten scheint die Lage in den sogenannt «guten» Quartieren zu sein – genau in jenen Quartieren also, die für die abtrünnigen guten Steuerzahler in Frage kämen. Wenn Versuche mit nachbarschaftlichem Wohnen in der Stadt gelingen, so in der Regel in unterprivilegierten Stadtteilen. Getragen sind diese Versuche allerdings nicht von sozial Unterprivilegierten, sondern von Vertretern der Mittelschicht.

Meine Ausführungen konzentrieren sich auf die Verbesserung des Wohnumfeldes. Ich werde oft auf die Erfahrungen in unserem Quartier zurückgreifen und beschreibe deshalb kurz, wie dieses Quartier beschaffen ist.

Der Zürcher Stadtkreis 6 teilt sich in Oberstrass und Unterstrass. Die beiden Quartiere zusammen zählen rund 34 000 Einwohner. Der mit dem Gebiet nicht vertraute Spaziergänger wähnt sich in einer heilen Welt. Die Statistiken sprechen eine andere Sprache, Oberstrass ist eines der überaltertsten Quartiere der Stadt und hat seit Mitte der sechziger Jahre von seinen damals 16 000 Einwohnern deren 5000 eingebüsst. Der gemütliche Strassendorfcharakter längs der Universitätstrasse geht immer mehr verloren. Der Durchgangsverkehr bringt Lärm und Gestank und verleidet das Einkaufen und den Schwatz an der Ecke. Der Bevölkerungsverlust im Quartier wirkt sich auf die Ladenkassen aus. Die Folge davon: eine Bäckerei wurde zu einer Bank, eine Konditorei mit Tea-room wurde auch zu einer Bank, eine Mercerie zu einer Fotokopieranstalt, ein «Merkur» zu einem Jeansladen. Im Elektrogeschäft werden heute Grabsteine verkauft. Eine kleine Papeterie wird demnächst eingehen. Ein Gemüsehändler, ein Blumenladen und eine Quartierbeiz

sind bedroht – bei den drei letztgenannten handelt es sich übrigens um städtische Liegenschaften!
Angefangen haben unsere Aktivitäten im Januar 1975, als wir den sogenannten «Fröhlichen Sommer» organisierten. Das Kunstgewerbemuseum der Stadt Zürich rüstete sich zum 100-Jahr-Jubiläum und bereitete eine Ausstellung mit dem Thema «Gesicht der Strasse» vor. Der «Fröhliche Sommer» war ein Teil dieser Ausstellung. Die Ausstellung dauerte dann drei Monate bis Ende September 1975. Zusammenfassend kann man sagen: Die ursprüngliche Idee, eine Parallelstrasse der Verkehrsader Universitätstrasse während dreier Monate zur freundlichen Fussgängerverbindung zwischen dem Hauptzentrum der Stadt und dem Nebenzentrum Rigiplatz auszugestalten, ist an neun Einsprachen gescheitert. Wir sahen uns gezwungen, unser Konzept zu ändern. Rückblikkend umschreiben wir es so: Der «Fröhliche Sommer» war ein Einstieg in eine neuartige Quartierarbeit. Der Bereich rund um die Kirche, auf dem Schulhof, auf gesperrten Strassenstükken, auf der Turnwiese wurde für drei Monate zum belebten Quartierzentrum. Wichtig dabei war, dass die Bewohner Gelegenheit bekamen, ein solches Zentrum zu erleben und selber dafür Verantwortung zu übernehmen. Es gab laute, für eine breite Öffentlichkeit wahrnehmbare Aktivitäten, zum Beispiel drei grosse Quartierfeste. Und es gab leise, für Unbeteiligte kaum wahrnehmbare Aktivitäten, wie Diskussionsnachmittage zwischen alt und jung, Spielnachmittage für Schulkinder, Handarbeiten in einer Teestube, ein Malatelier für Kinder, Holzhüttenbau auf dem Schulhof usw.
Nach Ausstellungsschluss war zunächst die frühere, träge Ruhe wieder ins Quartier zurückgekehrt. Aber nicht für lange. Das Quartier war nunmehr sensibilisiert. Der Appetit nach mehr Nachbarschaft war geweckt. Die Bewohner hatten den Spass erkannt, den es bereitet, gemeinsam etwas für die Gemeinschaft zu tun, und dadurch selber in den Genuss von neuen Kontakten und von Anregung zu kommen. Eine kleine Gruppe von Quartierbewohnern bemühte sich um die Anstellung einer sogenannten Gemeinwesenberaterin.
Was ist die Aufgabe eines Gemeinwesenberaters? Das Prinzip seiner Arbeit heisst: Hilfe zur Selbsthilfe. Diese Hilfe gilt – anders als beim Sozialarbeiter – nicht Einzelpersonen, sondern immer Personengruppen wie Betagten, Behinderten, Kindern.
Bei der Gemeinwesenarbeit, von der hier die Rede ist, handelt es sich um territoriale Gemeinwesenarbeit für einen Stadtteil. Warum ist Gemeinwesenarbeit in den Quartieren so wichtig? Ich meine: eine Verbesserung unserer Städte ist nur mittels einer Zusammenarbeit zwischen Quartierbewohnern und Behörden möglich. Um diese Zusammenarbeit in Gang zu bringen, werden Gemeinwesenberater benötigt.
Ich schildere Ihnen jetzt anhand des Beispiels Zürich 6, wie ein Gemeinwesenberater wirksam wird. Dem «Fröhlichen Sommer» folgte, wie erwähnt, ein flauer Winter. Die Bevölkerung war offensichtlich der Aktivitäten müde. Doch gegen das Frühjahr hin wurden Stimmen laut, ob man nicht «so etwas Ähnliches» wieder machen könnte. In dieser Situation begann unsere Gemeinwesenberaterin zu arbeiten. Sie war übrigens keine Fremde im Quartier. Erstens wohnte und wohnt sie noch immer da, und zweitens war sie Mitglied des «Fröhlichen-Sommer»-Teams, welches die Ausstellung durchführte. Sie kannte also bereits eine grosse Anzahl von Bewohnern und – ganz wichtig – sie verfügte bereits bei Beginn ihrer Arbeit über Adressmaterial: alles Adressen von Personen, die beim «Fröhlichen Sommer» mitgearbeitet hatten. An diese Adressen verschickte die Gemeinwesenberaterin eine Einladung zu einer «Erinnerungs-Veranstaltung». Es kamen mehr als hundert Personen in den Saal des Quartierrestaurants Linde. Es wurde Rückschau gehalten und Pläne für die Zukunft geschmiedet. Sie verteilte Fragebogen, auf denen sich die Anwesenden eintragen konnten, wenn sie in einer der zukünftigen Arbeitsgruppen mitmachen wollten. Das war der Start der heutigen Quartierarbeit.
Heute arbeiten rund fünfzehn Arbeitsgruppen im Quartier. Sie kümmern sich mehrheitlich um die Verbesserung des Wohnumfeldes.
Was machen diese Arbeitsgruppen?
Da ist die Gruppe von rund zwanzig Müttern, welche nunmehr seit vier Jahren alle vierzehn Tage Programme für die Kinder ausarbeiten und durchführen. Sie haben kein Lokal zur Verfügung, ein geeignetes Gemeinschaftslokal, eine Freizeitanlage zum Beispiel fehlt noch immer. Diese Frauen benützen «das Quartier», zum Beispiel ein gesperrtes Strassenstück, die Schulwiese, den Wald, den Platz rund um die Kirche, das Lokal der Gemeinwesenberaterin. Es kommen jeweils 50 bis 150 Kinder. Die Frauen haben sich durch Fachleute von der Pro Juventute beraten lassen und haben von Zeit zu Zeit, wenn Probleme auftauchten, eine interne Weiterbildung organisiert und Fachleute in ihren Kreis eingeladen. Die Gruppe arbeitet heute im wesentlichen selbständig. Weitere Gruppen kümmern sich um Hinterhöfe. Neu entstehen jetzt Wohnstrassengruppen. Eine der Arbeitsgruppen versucht, die Verwaltung und die Politiker davon zu überzeugen, dass es unsinnig ist, von Lebensqualität in den Quartieren zu sprechen und gleichzeitig die Durchfahrtstrasse des Quartiers zu verbreitern.
Das sogenannte «Komitee für die Verbesserung der Spielplätze» hat im Frühjahr 1979 zusammen mit dem Gartenbauamt in Fronarbeit den Spielplatz Stolzewiese umgebaut und arbeitet jetzt an den Planungen für den Umbau anderer Spielplätze. Die Idee wurde übrigens stadtweit aufgegriffen, und es wurden auch in anderen Stadtkreisen solche Komitees gegründet. Diese Leute leisten viel ehrenamtliche Arbeit. Sie erarbeiten Konzepte, sie setzen sie bei den anderen Bewohnern und der Verwaltung durch, sie arbeiten an vielen Samstagen gratis auf den Spielplätzen, und dann veranstalten sie erst noch riesige Spielplatzfeste, um mitzuhelfen, die Spielplatzumbauten zu finanzieren. Das Stolzewiesenfest erbrachte einen Reingewinn von Fr. 17 000.–. Ich berichte so ausführlich, um zu zeigen, dass Bevölkerungsgruppen nicht nur Umtriebe und Mehrarbeit verursachen, wie ihnen oft nachgesagt wird, sondern dass sie einen echten Beitrag an die Quartierverbesserung leisten.
Eine andere Gruppe hat sich zum Ziel gesetzt, die Quartierbevölkerung über Planungs- und Bauvorhaben frühzeitig zu informieren. Wir haben zu diesem Zweck eine Ausstellung über solche Vorhaben durchgeführt. Und wir haben inzwischen erreicht, dass die Stadt einen Ideenwettbewerb ausschreibt für die Gestaltung des Zentrumbereichs des Quartiers, den Bereich rund um den Rigiplatz. Ein Mitglied unserer Gruppe sitzt in der Jury.
Alle diese Gruppen haben einen ganz anderen Charakter als die alteingesessenen Vereine in den Quartieren, die Frauenriegen oder die Männerchöre. Diese Gruppen sind verwurzelt in der Bewohnerschaft, sie bilden die «lokale Öffentlichkeit». Im Gegensatz zu Organisationen wie Frauenriege, Harmonie, Samariterverein pflegen sie aber Verbindungen zur Öffentlichkeit, zur Ver-

waltung, zu den Ratsmitgliedern, zu den Medien. Sie genügen nicht sich selber, sondern haben Wirkung über ihren eigenen Kreis hinaus.
Und noch etwas ist charakteristisch für diese Quartiergruppen: Sie betreiben nicht Wohltätigkeit im alten Sinne. Sie tun nicht Gutes für die armen anderen. Sie haben selber Probleme (sie sind geplagt von Lärm, ihren Kindern fehlt es an Lebensraum). Sie schliessen sich mit Bewohnern zusammen, welche ähnliche Probleme kennen. Gemeinsam versuchen sie Lösungen zu finden.
Die Gruppen arbeiten auf drei Ebenen:

1. Sie bemühen sich, bauliche Verbesserungen zu erwirken (Spielplatz, Gemeinschaftszentrum, Wohnstrassen).
2. Sie verwenden sich dafür, bereits vorhandene, aber irgendwie «vergessene» oder durch Gesetze oder Vorschriften verbarrikadierte bauliche Voraussetzungen wieder verfügbar zu machen (Schulhof, Höfe von Siedlungen).
3. Sie bilden kleine Trägerschaften, welche diese räumlichen Einrichtungen benutzen (Programme für Kinder, Jugendtreff im ehemaligen Armenhaus).

Einen Sonderfall bildet der Quartierverein, nicht nur in Zürich-Ober- und -Unterstrass. Lange nicht alle Quartiervereine sind Spiegel der politischen Zusammensetzung ihres Quartiers.
Trotzdem behaupten sie von sich, politisch neutral zu sein. Solche pseudopolitischen Gremien entsprechen nicht unserem Demokratieverständnis. Die Quartiervereine sind weder vom Rat eingesetzt noch von der Bewohnerschaft gewählt, und nur ein geringer Teil der Haushalte ist Mitglied des Quartiervereins. Trotzdem nehmen sie für sich in Anspruch, Sprachrohr des Quartiers zu sein.
Aber eben: es stand bisher nichts anderes zur Verfügung. Die Verwaltung ihrerseits ist froh, einen Gesprächspartner zu haben. Es haben sich denn auch im Laufe der Zeit Usanzen eingespielt, zum Beispiel Vernehmlassungen im Zusammenhang mit Bauvorhaben. Diese Praxis wird nun von den neuen Gruppen kritisch beobachtet. Sie fragen sich: «Warum wird nur der Quartierverein befragt? Warum haben wir keine Rechte, befragt zu werden?» Mehrere Gruppen befragen zu müssen, ist für die Verwaltung mühsam und nicht ganz unproblematisch. Wer entscheidet, nach welchen Kriterien welche Gruppen befragt werden, welche nicht?
Hier gibt es in naher Zukunft Probleme zu lösen. Es müssen geeignete Strukturen für unsere Quartiere gefunden werden. In Bern läuft bekanntlich in Kirchenfeld-Brunnadern ein Versuch mit einer von oben eingesetzten Quartierkommission. In Zug werden die alten, zum Teil mittelalterlichen «Nachbarschaften» aktiviert. In Zürich ist eine Veränderung innerhalb einzelner Quartiervereine spürbar geworden. Die kommunistisch regierten norditalienischen Städte liefern uns das Beispiel von gewählten Quartierräten. Es ist pikant, nachzulesen, dass im Jahre 1944 die Freisinnige Partei der Stadt Zürich gewählte Quartierräte gefordert hat. Um nochmals auf das Beispiel Zürich-Ober- und -Unterstrass zurückzukommen: hier zeichnet sich eine etwas andere Entwicklung ab. Da immer mehr Gruppen gegründet werden, besteht die Gefahr, dass sie sich ins Gehege kommen, dass es Überschneidungen gibt. Die Leute müssen also miteinander reden. Das Reden zwischen Gruppen muss aber irgendwie organisiert werden. Bereits ist der Gedanke einer Art Delegiertenversammlung aufgetaucht. Dieser Gedanke ist nicht aus der Luft gegriffen. In den alten Jahresberichten der Quartiervereine findet sich ein Vorbild: das sogenannte Quartier-Kartell. In diesem Kartell waren alle Vereine des Quartiers vertreten. Es hatte eine einzige Funktion: das jährliche Quartierfest zu organisieren. Vielleicht wäre es möglich, die Idee des Quartier-Kartells aufleben zu lassen, das Kartell für unsere Zeit neu zu erfinden.

*

Es wird Zeit, das Gesagte zusammenzufassen und ein paar Anregungen für die Zukunft zu formulieren. Im Vordergrund stehen zwei Probleme: das Wohnungsproblem und das Wohnumfeldproblem. Es gilt nicht nur, billige Wohnungen für Familien verfügbar zu machen, sondern ein neues, nachbarschaftliches Wohnen in der Stadt zu erproben und zu fördern. Dies sind Aufgaben für die Gemeinden, aber auch für die Privaten und insbesondere auch für die Wohnbaugenossenschaften. Es wäre wünschenswert, wenn sich diese Wohngenossenschaften etwas von ihrer ursprünglichen Frische zurückeroberten und sich den neuen Aufgaben stellten.
Voraussetzung, dass eine positive Veränderung im Wohnumfeld durchgeführt werden kann, ist der Einsatz von *Gemeinwesenarbeitern* in den Quartieren und Stadtteilen. Nur durch dieses Bindeglied zwischen den Behörden und den Bewohnern kann etwas in

Die Abwanderung aus den Städten

Was kann man dagegen tun?

Gang gebracht und kann eine Verbesserung des Lebens im Quartier, in der lokalen Öffentlichkeit, zustandegebracht werden.
Mein zweites Anliegen ist die *Entwicklung neuer Quartierstrukturen.* Ich würde es als ausserordentlich wichtig erachten, wenn verschiedene Organisationen und Behörden eine interdisziplinäre gesamtschweizerische Arbeitsgruppe bilden würden, um die Probleme neuer Quartierstrukturen zu überdenken. Pragmatisches Vorgehen in den einzelnen Städten ist begrüssenswert, aber es wäre der Sache förderlich, wenn die Entwicklung bewusstgemacht und ihre Folgen abgeschätzt werden könnten.
Wer sich Gedanken macht zu Problemen der Quartierstrukturen, der kommt bald einmal auf das *Problem der Grenzen.* Es gibt ja bekanntlich für jedes Quartier mehrere Grenzen: die administrativen, die historischen und die «gefühlsmässigen». Welches ist die richtige? Die Universität Kiel hat im Rahmen einer Untersuchung die Bewohner gebeten, auf Plänen ihres Stadtteils die Grenzen des eigenen Quartiers einzuzeichnen, so wie sie diese Grenzen empfinden. Das Resultat war nicht eine scharfe Grenze, sondern eher ein Grenzband. Kölner Stadtteilentwicklungsplaner wiederum sind gegen ein solches Vorgehen. Die Grenzfindung eines Quartiers sei keine Schreibtischarbeit, die Grenzen würden sich während der Arbeit in einem Stadtteil mit der Zeit herauskristallisieren. In Berlin existieren sogenannte Kietzpläne. Wir würden vielleicht von *Revierplänen* sprechen. Kietz wird zwar von Berlinern mit Quartier übersetzt. Aber wie ich es sehe, ist Kietz eine kleinere Einheit als das, was wir zum Beispiel in Zürich mit Quartier bezeichnen. Ein

Kietz ist das Gebiet, in dem man lebt, das man täglich oder doch wöchentlich benützt, das man kennt wie seine Hosentasche. In den Kietzplänen ist eingezeichnet, was das Gebiet an Restaurants, sozialen Einrichtungen, an Bildungseinrichtungen anbietet. Sogar im Quartier wohnende Künstler sind aufgeführt. Am interessantesten aber sind die Grenzen dieser Kietze. Ein Fluss oder eine breite Strasse bilden Barrieren, das leuchtet ein. Oft gibt es aber unsichtbare Grenzen, die nicht so einfach zu begründen sind. Kinder benützen Spielplätze, die vielleicht weiter entfernt liegen als andere. Warum? Und ihre Mütter gehen in ganz bestimmte Läden einkaufen, selbst wenn diese weniger gut zu erreichen sind als andere.
Der Graben zwischen den Bürgern und der Verwaltung ist leider oft noch tief. Immer wieder spüre ich eine grosse Hemmung der Verwaltung, mit den Bürgern zusammenzuarbeiten. Das ist verständlich. Die Sache ist neu. Es gibt innerhalb der Verwaltung noch kaum Richtlinien, geschweige denn Usanzen. Fehler sind schnell passiert, und wie bald wird man an ihnen «aufgehängt». Ich würde deshalb vorschlagen, dass der Problemkreis verwaltungsintern aufgerollt und besprochen wird. Vielleicht wären Tagungen zusammen mit Vertretern von Bürgergruppen nützlich.
Dazu kommt der sogenannte *«Verwaltungsdschungel».* Für die Bürger in grösseren Städten ist es schwierig, sich innerhalb der Verwaltung zurechtzufinden. Wohnumfeldverbesserung tangiert immer mehrere Ämter gleichzeitig. Eine Art *Kontaktstelle für Bürger* wäre nützlich. Hilfreich ist auch ein *ämterübergreifendes Gremium,* welches sich mit Wohnumfeldfragen befasst und den Kontakt zu den Bürgergruppen pflegt.

Zum Schluss das Stichwort «schützenswertes Quartier», wie es im Titel meiner Ausführungen steht. Ich verstehe den Ausdruck nicht im herkömmlichen, altvertrauten, denkmalpflegerischen Sinn. Ich meine nicht, dass über jedes Haus, das seit fünfzig Jahren steht, eine Glasglocke gestülpt werden sollte. Aber ich setze mich ein für eine langsamere Veränderung unserer gebauten Umwelt. Ganz einfach, weil es sich gezeigt hat, dass wir Menschen einen allzu raschen Wandel der vertrauten Umgebung schlecht verkraften.

Dem Umbauen, dem Anpassen an neue Bedürfnisse sollte Priorität eingeräumt werden. Wir brauchen die Orientierung am Hergebrachten, räumlich – aber auch im übertragenen Sinn. Neues schaffen gelingt nur, wenn wir an das Bestehende anknüpfen; Bestehendes weiterentwickeln. Wir überschätzen unsere menschlichen Fähigkeiten und unsere Kräfte, wenn wir uns einbilden, in der Lage zu sein, im Turnus von zwei oder drei Generationen die gebaute Umwelt neu schaffen zu können. Zerstören von gebauter Umwelt bedeutet immer auch Zerstören von menschlichen Beziehungen, von Kultur. Es geht heute darum, einen *sinnvollen Rhythmus zu finden für die Erneuerung unserer Städte.* Dieser Rhythmus ist Teil des Wohlbefindens der Städter, die wir bekanntlich gerne davon abhalten möchten, ins sogenannte Grüne auszuwandern.

Stadterneuerung und Stadtumbau in Baden-Württemberg

(Dr. Ulrich Hieber, Ministerialrat, im Innenministerium Baden-Württemberg, Stuttgart) *Leicht gekürztes Referat*

Stadterneuerung ist keine neue Aufgabe und Stadtumbau eine ganz natürliche Erscheinung, denn keine Stadt ist jemals «fertig». Ungewöhnlich gewachsen ist jedoch in den letzten 10 bis 15 Jahren die Bedeutung der städtebaulichen Erneuerung. Diese Feststellung lässt sich an Beispielen aus nahezu allen Ländern Europas und den USA belegen.
Stadterneuerung und Stadtumbau sind von einem Thema unter vielen zu einer vorrangigen Aufgabe des Städtebaus und der Kommunalpolitik geworden.
Es sind vor allem die folgenden Beobachtungen, Missstände und Probleme, die bei uns die Stadterneuerung in den Vordergrund rücken liessen:

- Die Bürger klagen über den Funktionsverlust der Innenstadt, die Vernachlässigung des überkommenen Stadtbildes und die Verödungstendenzen in den Kernbereichen. Sie artikulieren ihr Unbehagen an der schwindenden Möglichkeit, sich mit «ihrer» Stadt als dem räumlichen Mittelpunkt ihres Lebens zu identifizieren.
- Die Städte beklagen den Bevölkerungsverlust, weil dieser negative Folgen für die kommunalen Finanzen hat.
- Die verbliebenen Innenstadtbewohner klagen über die Unwirtlichkeit ihrer Wohnquartiere und deren Belastung durch Lärm, Staub und Abgase.
- Der aufmerksame Beobachter kann daneben eine einseitige Entwicklung der Bevölkerungsstruktur in den problematischen Innenstädten hin zu den sozial Schwächeren, zu ausländischen Bewohnern und zu hochmobilen Durchgangsbewohnern feststellen.
- Hinzu kommt in einer Zeit wachsenden ökologischen Bewusstseins das Bestreben, weiteren Landschaftsverbrauch für Siedlung und Gewerbe einzudämmen und verstärkt die intensivere Nutzung innerörtlicher Grundstücke zu betreiben.

In den Mittelpunkt des Referats möchte ich keine konkreten Fälle stadtplanerischer und architektonischer Umgestaltung von Innenstädten stellen, sondern quasi das «Vorfeld» der Durchführung von Stadterneuerungsmassnahmen beleuchten: nämlich die Abstimmung der Interessen der Betroffenen und Beteiligten, die politischen Aktivitäten auf kommunaler und staatlicher Ebene, das rechtliche Gerüst und die Finanzierung der Stadterneuerung; denn im Spannungsfeld dieser Kriterien fallen die Entscheidungen!
Die städtebauliche Erneuerung, wie wir sie in der Bundesrepublik Deutschland heute betreiben, fusst auf dem Städtebauförderungsgesetz aus dem Jahre 1971. Zwar haben eine Reihe von Städten wesentliche Teilaufgaben der Stadterneuerung aus eigener Kraft bereits bewältigt. Diese Städte sind dabei vorgegangen, wie sie dies für richtig hielten. Diese Fälle wird es auch künftig geben. Im ganzen gesehen wirkte sich das Städtebauförderungsgesetz aber doch insgesamt prägend auf die Vorbereitung und Durchführung von Stadterneuerungsmassnahmen aus. Bei aller berechtigten Kritik, die dieses